

Bergreden – weltliche Gottesdienst in der Alten Kirche Witikon
Flüchtlingssonntag, 18. Juni 2017, 11.00 Uhr

Hadi Arefi, Journalist
Behzad Rahimi, Student
Anna Taddeo, Musikerin (Cello)
Francesco Mari, Musiker (Gitarre)
Ezequiel Lino Mendoza, Musiker (Kontrabass)
Renate Bosshard-Nepustil, Pfarrerin

Reden von Hadi Arefi und Behzad Rahimi

nur mündlich

Replik von Renate Bosshard-Nepustil

Liebe Gemeinde

I

Wer an einem Flüchtlingssonntag in einer Kirche die Frage stellt, wie man in unserer christlich geprägten Kultur Flüchtlingen begegnen soll, weiss die Antwort schon im Voraus. Die Antwort ist mehr als klar, und sie ergibt sich aus unseren christlichen Werten, auf die man sich in den Debatten um Flüchtlinge und Asylsuchende durchaus gern bezieht.

Wir haben den Flüchtlingen und Asylsuchenden mit Respekt, Offenheit, Interesse, Anteilnahme, ja, mit Liebe zu begegnen – denn unsere christlichen Werte basieren letztlich auf nichts anderem als auf der Liebe zu Gott und zum Nächsten. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit all deiner Kraft und mit deinem ganzen Verstand, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ (Lk 10,27) So steht es im Lukas-Evangelium und schon im Alten Testament, und darauf baut eine jüdisch-christliche Kultur, wenn sie ihrem Namen Ehre machen will.

Warum soll ausgerechnet ein Flüchtling mein Nächster sein? Weil die Forderung „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ nicht auf den Bekannten, die Freundin, den Familienangehörigen oder die Mitbürgerinnen zielt, sondern auf den Fremden. So hat Jesus im Fortgang des Lukas-Texts auf die Frage „Wer ist mein Nächster?“ mit der Geschichte vom barmherzigen Samariter geantwortet. Und in dieser Geschichte wird dem Menschen aus Juda, der überfallen und halbtot liegen gelassen worden ist, bekanntlich nicht von einem Volksgenossen geholfen. Der jüdische Priester und der jüdische Levit – beides zudem religiöse Würdenträger – sind am Verletzten vorbeigegangen, der Fremde, der Samaritaner, einer von denen, mit denen man in Juda nichts zu tun haben wollte, dieser Fremde war es, der sich um den Verletzten gekümmert hat. So ist dem verletzten Judäer der fremde Samaritaner zum Nächsten geworden, und umgekehrt hat der Samaritaner den fremden Judäer als seinen Nächsten geliebt wie sich selbst.

Der Fremde, der Andere, der Flüchtling, die Asylsuchende: Das ist jeweils der Nächste oder die Nächste, dem oder der unsere Liebe zu gelten hat. Diese Grundrichtung der biblisch-christlichen Ethik und Kultur ist so klar, dass es vollkommen reicht, auf diesen einen zentralen Text aus dem Neuen Testament zu verweisen.

Kommt hinzu, dass die Bibel als Basisdokument unserer christlichen Kultur und das Christentum selbst eine – von uns aus gesehen – fremde Herkunft haben; wie wir wissen, stammen sie aus dem geographischen Raum, von wo aus zur Zeit viele Flüchtlinge zu uns kommen. Aber auch dort im Orient sind die jüdische und die christliche Religion nicht einfach vom Himmel gefallen. Es hat nie eine genuin jüdische bzw. dann auch christliche Kultur gegeben, die wie eine Insel gleichsam für sich existiert hätte. Das alte Israel, das Judentum, die Alte Kirche, dann die römisch-katholische Kirche und die Kirchen der Reformation sind völlig undenkbar ohne ihre kanaanäischen, ägyptischen, babylonischen, persischen, griechischen und römischen Ursprünge und Kontexte.

Wir säßen alle nicht hier ohne unsere Wurzeln in der Fremde, und so steht es uns auch aus diesem Grund gut an, uns dem Fremden und den Fremden gegenüber offen zu zeigen.

II

So weit, so gut. Was aber ist mit diesen Selbstverständlichkeiten zugunsten von Flüchtlingen und Asylsuchenden gewonnen? Was ist mit den Hinweisen gewonnen, dass das Gebot der Nächstenliebe der Kompass unseres Lebens und auch unseres Handelns im öffentlichen Raum sein sollte und dass wir als Kelten und Alemannen ohne die Römer und ihre Vorgängerkulturen noch lange auf den Bäumen gelebt hätten? Was ist damit gewonnen?

Es versteht sich von selbst, dass etwas gewonnen *wäre*, wenn man sich – z.B. aufgrund meiner Worte – der Nächstenliebe stärker befleissigen *würde*. Ja, „*wäre*“ und „*würde*“: Es versteht sich auch von selbst, dass die deutsche Sprache gerade für solche Fälle den Irrealis, die „Unmöglichkeitensform“, ausgebildet hat.

Es ist jedoch auch mit weniger schon etwas gewonnen: Wenn man nämlich genau auf die bedenkenswerten Reaktionen, Diskussionen und Einwände achtet, die man mit solchen Forderungen und Erinnerungen auslösen kann, gerade, wenn diese von kirchlicher Seite kommen.

Etwa den Einwand, dass die blauäugige Forderung einer Nächstenliebe im öffentlichen Raum keine Anleitung zu einer vernünftigen, griffigen Flüchtlings- und Asylpolitik sei, weil die Sache eben viel komplexer sei und z.B. auch die Frage der Terrorgefahr berücksichtigt werden müsse.

Oder den Einwand, dass für den Bestand unserer kulturellen Identität die Herausforderungen der Gegenwart und die Zukunft entscheidend sind, wie auch immer sich diese Identität in der Geschichte, früher einmal, herausgebildet hat; dass eine allzu offenherzige Haltung gegenüber Flüchtlingen und Asylsuchenden unser gesellschaftliches Gefüge heute gefährden würde; dass wir jetzt eben sind, wer wir sind, und dass wir darüber niemandem Rechenschaft schuldig sind.

Natürlich sind die Einwände (irgendwie) nachvollziehbar, und es geht mir nicht darum, sie zu widerlegen. Es geht mir hier, wie gesagt, vielmehr darum zu zeigen, was solche Einwände durchblicken lassen, ohne dass es jedes Mal ausgesprochen wird. Dazu zwei Gedanken zum Schluss.

III

Zum einen. Der Einwand gegen die Nächstenliebe ist auch ein Einwand gegen die Kirchen, die die Nächstenliebe zur Sprache bringen. Der Einwand lautet: Weil die Kirchen die Verantwortung für die konkrete Durchführung einer Flüchtlings- und Asylpolitik ja nicht zu tragen haben, sollen sich auch nicht auf eine solche Weise in die öffentliche Diskussion einmischen.

Wer nicht z.B. Rückführungen von abgewiesenen Asylbewerbern vollziehen muss, hat leicht reden und sollte sich besser nicht aus dem Fenster lehnen.

Ich lehne mich aber gern aus dem Fenster und sehe die Kirchen in der Rolle des Gewissens. Im Wissen darum, dass das Gewissen diejenige Instanz ist, die sich einmischt, nachhakt, einen nicht in Ruhe lässt – ohne dass sie die Sache dann auch durchführen muss. Wir kennen das alle: Genau diese dreiste Unabhängigkeit macht die besondere, die mitunter unangenehme Kraft des Gewissens aus.

Allerdings: Die Kirche eignet sich nur als Gewissen, wenn auch sie wieder kritisiert wird. Die Kirche als Gewissen muss gewissermassen selbst ein Gewissen haben. Wer das Gewissen der Kirche sein könnte? Der Staat? Oder Gott? Vielleicht denken wir einmal zusammen darüber nach.

Und der zweite Gedanke. Der Einwand, dass die Frage nach der geschichtlichen Herkunft ein Luxusproblem sei, dass man sich vielmehr fragen müsse „wie bewahren wir heute und in Zukunft unsere kulturelle Identität?“ – dieser Einwand, trifft die Kirchen nur am Rand. Zwar sind die Kirchen in gewissem Sinn tatsächlich Hüterinnen der Tradition, aber der Einwand ist umfassender, tiefgreifender.

Eigentlich geht es dabei um die Frage, woraus sich unsere Identität speist, worauf wir gründen. Es geht darum, wie wir antworten, wenn uns jemand fragt, wer wir sind. Antworten wir mit einer Analyse unserer gegenwärtigen Situation oder antworten wir mit einer Geschichte, woher wir kommen? Brauchen wir unsere Wurzeln oder brauchen wir sie nicht? Ist uns unsere Geschichte über unsere Familien hinaus wichtig oder nicht?

Liebe Gemeinde

Wer an einem Flüchtlingssonntag in einer Kirche die Frage stellt, wie man in unserer christlich geprägten Kultur Flüchtlingen begegnen soll, weiss die Antwort schon im Voraus.

Was man nicht im Voraus schon weiss, sind die Wege, auf die uns diese selbstverständliche Antwort führt. In unserem Fall hat sie uns zu Fragen geführt, die uns alle selbst direkt betreffen: Wollen wir ein Gewissen? Wollen wir wissen, woher wir kommen? – Wahrscheinlich ein weiterer Hinweis darauf, dass uns Flüchtlinge und Asylsuchende unausweichlich direkt angehen.

Amen